5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; fur Redaktion: Bölbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 99 — Halle a. S., Sonntag, den 29. November — 1914

Zwischen den Schlachten im Osten.

(W. T. B.) Wien, 28. Novbr., mittags. Amtlich wird verlautbart: Die Lage hat sich nicht geändert. In Russisch-Polen verlief auch der gestrige Tag im allgemeinen ruhig. Ein schwächlicher Angriff der Russen wurde abgewiesen. Die Kämpfe in den Karpathen dauern fort.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes von Hoefer, Generalmajor.

Die unüberwindliche Stahlmauer in Ostpreußen.

Paris, 28. Novbr. Aus einer Warschauer Depesche des „Journal" scheint hervorzugehen, daß die Russen den Gedanken eines nochmaligen Angriffes auf Ostpreußen aufgegeben haben. Die Schwierigkeiten, die sich den russischen Führern in Ostpreußen entgegenstellen, werden als unüberwindlich geschildert. Das Blatt schreibt: Die Deutschen haben Ostpreußen, ein Land, das nur aus Seen, Sümpfen und Wäldern besteht, in eine ungeheure Wasserfestung verwandelt, wie man sie noch nicht gesehen hat. Alle Hilfsmittel jeder nur erdenklichen Wissenschaft sind verwendet worden. Die kleinste Landzunge innerhalb der Seen gleicht einem Fort. Alle nicht überschwemmten Straßen sind unterminiert. Würde wirklich einmal ein Stück freies Gelände darum zu einer Infanterieentwicklung die Möglichkeit geben, so befinden sich auf dieser Fläche nicht nur mehrere Reihen tötlichen Stacheldrahtes, sondern dahinter noch ein Wall von tausend elektrisch geladenen Stahlstäbchen in Bleistiftdicke, die, zu mehreren Reihen vereinigt, eine einfach unüberwindliche Stahlmauer darstellen. (V. Z.)

Freiherr von der Goltz dem türkischen Hauptquartier zugeteilt.

(W. T. B.) Berlin, 28. November. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, ist Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz von seiner Stellung als Generalgouverneur von Belgien enthoben und für die Dauer des mobilen Verhältnisses der Person des Sultans und dessen Hauptquartier zugeteilt worden. Zu seinem Nachfolger als Generalgouverneur von Belgien wurde der General der Kavallerie Frhr. v. Bissing ernannt.

Die russischen Verluste in Polen.

Mailand, 28. November. **Der Kriegsberichterstatter des gewiß nicht deutschfreundlichen Mailänder „Corriere della Sera" melbet seinem Blatte, daß die Verluste der Russen in dem letzten Kampfe, der seit Ende voriger Woche andaure, nahezu 120 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen betragen. Die finnländischen Regimenter, die in der Schlacht mitkämpften, hätten fast die Hälfte ihres gesamten Bestandes eingebüßt. Es sei auch zwecklos, so schreibt der Berichterstatter, zu leugnen, daß etwa 65 000 Unverwundete** den Deutschen in die Hände gefallen seien. (N. Z.)

Weitere österreichische Erfolge in Serbien.

Wien, 28. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich verlautbart: 28. November. Gestern wurde auf dem südlichen Kriegsschauplatze fast auf allen Fronten gekämpft. Mehrere wichtige verschanzte Positionen wurden hierbei erstürmt, vor allem die dominierende Stellung am Siljck. Insgesamt wurden ca. 900 Gefangene gemacht und drei Geschütze erbeutet. Der vom Serbischen Pressebureau verlautbarte Sieg über eine österreichisch-ungarische Kolonne bei Ragacica verwandelte sich gestern in den Einmarsch unserer Kolonne in Uzice. Mit dem erbeuteten Train wurde der 16jährige Enkel des Woiwoden Putnik gefangen genommen. In Anbetracht seines jugendlichen Alters und seiner verwandschaftlichen Beziehungen zu dem serbischen Heerführer ist die Verfügung getroffen worden, den Gefangenen mit besonderer Rücksicht zu behandeln. (W. T. B.)

Erzherzog Friedrichs Glückwunsch an General-Feldmarschall v. Hindenburg.

Wien, 28. November. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Dem Armee-Oberkommandanten Erzherzog Friedrich ist folgendes Telegramm zugegangen:

Ew. K. K. Hoheit melde ich untertänigst, daß ich durch die Gnade Sr. Majestät des Kaisers und Königs, meines allergnädigsten Herrn, zum Generalfeldmarschall befördert worden bin. Indem ich meiner Freude Ausdruck gebe, diesen höchsten militärischen Dienstgrad im Kampfe Schulter an Schulter mit dem verbündeten österreichisch-ungarischen Heere erworben zu haben, verharre ich in größter Ehrerbietung Ew. K. K. Hoheit untertänigster v. Hindenburg.

Auf dieses Telegramm und die weitere Meldung, daß der Generalstabschef v. Hindenburgs, General von Ludendorff, zum Generalleutnant befördert worden ist, richtete Erzherzog Friedrich nachstehende Depesche an den Generalfeldmarschall v. Hindenburg:

Mit aufrichtiger Freude beglückwünsche ich Ew. Exz. im Namen der mit Stolz auf den sieg- und ruhmgekrönten Führer des mit ihr Schulter an Schulter kämpfenden Teiles der deutschen Wehrmacht blickenden österreichisch-ungarischen Armee anläßlich Ihrer Beförderung zum Generalfeldmarschall und gedenke gleichzeitig mit herzlichsten Gefühlen Ihres für seine hervorragenden Dienste in West und Ost von seinem Kriegsherrn ebenfalls beförderten ausgezeichneten Chefs Ihres Stabes. Die Führer und Armeen der in seltener Eintracht kämpfenden Verbündeten sind eins in den Gefühlen gegenseitiger Achtung und der festen Zuversicht: Der endgültige Sieg muß kommen!

General der Infanterie Erzherzog Friedrich, K. K. Oberkommandierender.

Das Ringen um die Küste.

Amsterdam, 28. November. „Telegraaf" meldet aus Sluis: An der Front wird wieder heftig gekämpft. Seit heute früh drei Uhr donnern die Kanonen. Heute ging ein Extrazug von Heyst nach Brüssel, um die Flüchtlinge, die sich an der Küste befanden, fortzubringen. Gestern explodierte eine Anzahl Minen an der Küste, mehrere andere dürften folgen, da die See sehr stürmisch ist. Deutsche Flieger haben auf Poperinge, etwa 10 Kilometer von Ypern, Bomben geworfen. Englische Flieger überflogen die nördliche Küstenstrecke. Dünkirchen hat namentlich durch Fliegerbomben sehr gelitten. Der Hafen ist für alle Zivilisten geschlossen. (Mp.)

375 Millionen Frs. belgische Kriegskontribution.

Brüssel, 28. November. Die Kriegskontribution für Belgien ist angesichts der schwierigen Lage endgültig auf 375 Millionen Frs. festgesetzt. Die „Societe General" wird von anderen Banken gestützt und zu einer Notenemission von 420 Millionen ermächtigt, von denen 375 Millionen der deutschen Verwaltung übergeben werden sollen. In Antwerpen wird eine Filiale der Reichsbank eröffnet. (L. A.)

„In England klappt nicht alles."

(T. U.) **Köln**, 28. November. Die „Köln. Ztg." meldet aus Kiel: In England klappt nicht alles. Die Handels- und Seefahrtszeitung in Goeteborg berichtet, daß der schwedische Dampfer „Atle" an der englischen Küste bei Smiths Knoll bei Yarmouth durch eine Mine explodiert ist. Der Kapitän hatte sich vor der Abfahrt an verschiedenen Stellen nach dem Wege erkundigt, der die größte Sicherheit gegen Minengefahr böte, aber weder auf dem Zollamt noch auf dem Lotsenamt noch bei der Admiralität wagte man ein genaues Fahrwasser anzugeben. Der Dampfer verließ dann London, ankerte in der Themsemündung und fuhr an Lowestoft vorüber nach Smiths Knoll, wo eine Mine den Dampfer sprengte. Der Kapitän bestreitet entschieden, daß es eine schwimmende Mine gewesen ist. (Mp.)

Die Türken in der Offensive.

(W. T. B.) **Konstantinopel, 28. Novbr. Das Hauptquartier teilt mit: Unsere Truppen im Tschuruckhtale warfen einen Ausfallversuch der Russen in der Gegend der Flußmündung zurück. Die Geschütze der Landbefestigungen von Batum nahmen an diesem Kampfe teil, aber ohne Erfolg. Unsere Truppen drangen in die Gegend von Atschara, zehn Kilometer südöstlich von Batum, vor. Die Russen behaupten in ihren amtlichen Mitteilungen, daß unsere Truppen im Kaukasus besiegt und auf Erzerum zurückgegangen seien. Diese Nachrichten sind vollständig falsch. Unsere Truppen sind bereit in der Offensive gegen den Feind, der keinerlei Bewegungen außerhalb seiner befestigten Stellungen gemacht hat und im Gegenteil nach dem Kampfe im freien Felde eine weite Strecke vor unseren siegreichen Truppen zurückgewichen ist.**

Das deutsch-türkische Zusammengehen.

Frankfurt a. M., 28. November. Das Bündnisverhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und der Türkei wird auch demnächst sichtbar zum Ausdruck gelangen. General Zekki Pascha ist nach Berlin abgereist, um sich im Auftrage des Sultans in das Große Hauptquartier zu begeben. Er ist der Person des Kaisers als Generaladjutant attachiert. Zekki Pascha war vor Ausbruch des Krieges Inspektor der 2. syrischen Armee-Inspektion in Damaskus und schon zur Zeit des Sultans Abdul Hamid wiederholt längere Zeit in Deutschland. („B. Z.")

Die Folgen der Ereignisse am Suezkanal.

London, 28. November. Das Erscheinen der Türken am Suezkanal hat bereits seine ersten Wirkungen gezeitigt. Zehn englische Transportschiffe, die, mit indischen Truppen besetzt, in Begleitung einer Anzahl englischer Panzerkreuzer nach Europa fuhren, haben auf drahtlosem Wege während ihrer Fahrt durch das Arabische Meer Befehl erhalten, nach Bombay zurückzukehren. (T. R.)

Die Erhebung Persiens.

Konstantinopel, 28. November. Die Unruhen in Persien erstrecken sich bereits auf das ganze Land. Die Regierung verzichtet auf die Neutralität und befahl allen Behörden und Militärstellen, sich der ottomanischen Armee anzuschließen. (D. T.)

Pera, 28. November. Nach der Vernichtung von 2000 Russen in Täbris sind die Russen fast überall aus der Provinz Aserbeidschan von den Persern hinausgeworfen worden. (D. T.)

Die Araber gegen Bassora.

Konstantinopel, 28. November. Nachrichten aus Nedsched zufolge, steht der Wali von Nedsched im Begriff, mit einem starken Aufgebot aus den Araberstämmen der Whariten gegen Bassora zu marschieren, um dem Rufe des Kalifen zum Heiligen Kriege zu folgen. Der Wali soll mehr als 100 000 Reiter mit sich führen. (D. T.)

Japans weitere Beteiligung am Kriege.

Christiania, 28. November. Aus Tokio wird dem „Temps" von gestern telegraphiert: Der japanische Ministerpräsident Graf Okuma erklärte, daß Japans Teilnahme am Kriege mit der Eroberung von Kiautschou nicht abgeschlossen sei. Deutschland müsse damit rechnen, daß es während des Krieges weiter den japanischen Heeren und der Flotte begegnen werde. (B. T.)

Das Ergebnis der englischen Kriegsanleihe.

Rotterdam, 28. November. Lloyd George, der englische Finanzminister, hat im Unterhause mitgeteilt, daß die Kriegsanleihe bereits 350 Millionen Pfund übersteige. (N. Z.)

Der Bericht des Großen Hauptquartiers vom 28. November.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 28. November. **Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist die Lage nicht verändert. Französische Vorstöße im Argonnenwald wurden abgewiesen. Im Walde nordwestlich Apremont und in den Vogesen wurden den Franzosen trotz heftiger Gegenwehr einige Schützengräben entrissen.**

In Ostpreußen fanden nur unbedeutende Kämpfe statt.

Bei Lowicz griffen unsere Truppen erneut an; der Kampf ist noch im Gange. Starke Angriffe der Russen in Gegend westlich Nowo-Radomsk wurden abgeschlagen. — In Südpolen ist im übrigen alles unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411297/fragment/page=0001

Ein italienisches Urteil über Hindenburgs Operationen.

Ein „Meisterwerk militärischer Kunst“.

Eine besonders bemerkenswerte Anerkennung findet Hindenburgs „manövrierte Schlacht“ in Polen durch den Militärkritiker des „Corriere della Sera“, General Gatti. Gatti hat, wie den M. N. N. aus Mailand geschrieben wird, von gestern auf heute seine Ansicht bezüglich des strategischen und taktischen Wertes der deutschen Offensive im Osten von Grund aus geändert. Bis in die letzten Tage hinein bestrebt, Bedeutung und mögliche Erfolge dieser Offensive herabzumindern, schreibt Gatti jetzt einen langen Aufsatz, den man einem polemischen Gegner zuschreiben könnte, wenn ihn Gatti nicht selbst unterzeichnet hätte und mit den Worten „allmählich sieht man die Begebenheiten deutlicher“ sein bisheriges Urteil als nicht zutreffend bezeichnete. Seine Aeußerungen beziehen sich auf Hindenburgs Strategie bis zur Zeit kurz vor dem großen Siege bei Lodz, der die geniale Taktik des neuen deutschen Generalfeldmarschalls wieder deutlich offenbarte. Aus den Feststellungen, die Gatti selber „tatsächliche“ nennt, und die, selbst wenn sie z. T. durch die Ereignisse überholt sind, allseitigen Interesses sicher sein dürfen, ragen folgende hervor:

1. Der deutsche Feldherr hat „zur Verwirklichung seiner Absichten seinen Willen dem Gegner aufgezwungen, der alles Interesse daran gehabt hat, sich nicht auf die Weise, zu dem Zeitpunkt und an dem Orte zu schlagen, wo er zur Schlacht genötigt wurde“.

2. Der deutsche Feldherr vollzog Truppenverschiebungen, die „ein Meisterwerk militärischer Kunst bleiben werden“.

3. Die Verwendung der Kavallerie auf deutscher Seite ist „eines der wenigen Beispiele in diesem Kriege von taktischer Verwendung der Kavallerie“.

4. Die dem österreichischen Heer zugewiesene Aufgabe „enthüllt sich als immer bedeutender, indem es, den höheren taktischen Gründen gehorchend, die Verteidigungslinien und direkten Verbindungen mit der Heimat verließ und nur das Ziel ins Auge faßte, das feindliche Heer auf jede mögliche Weise zu schädigen. Das ist sein Verdienst und dafür gebührt ihm Lob.“

5. Der deutsche Feldherr hat die Russen gezwungen, „von allen Seiten Truppen zum Kampfe (bei Lodz) herbeizuholen“, indem das Treffen zur Schlacht und dann zur „großen Schlacht“ wurde.

6. Das deutsche Heer „schlug an einer Stelle wie mit einem schweren Hammer kräftig auf die dünne Unterlage der russischen Linie und zerdrückte sie.“

Gatti glaubt nun, auch genauer angeben zu können, welches die Absicht der deutschen Heeresleitung bei ihrer Offensive Lipno—Kutno gewesen sei. „Es war nicht die Absicht der deutschen Heeresleitung, den Vormarsch der Russen zu verlangsamen, sondern sie kräftig zu schlagen und sie über die Weichsel oder noch weiter zu werfen.“ Weitere Ziele seien: „Auf der Rechten über den Teil des russischen Heeres südlich der Weichsel hinauszukommen, zwischen ihm und dem Flusse sich auszubreiten und es von Warschau abzudrängen zu versuchen, indem es auf Lodz zurückgeworfen wird; auf der Linken dagegen über jenen Teil des russischen Nordheeres hinauszukommen, das bei Soldau dem deutschen Heere Ostpreußens gegenüberstand, und es zum Rückzug zu zwingen, weil es sonst aus der russischen Festungslinie hinausmanövriert würde.“

Nun schildert Gatti die strategischen Vorteile, die der deutsche Feldherr von seiner Operation erzielt und noch erwarten darf. Er zählt folgende auf:

1. Die Russen sind gegen Lowitsch getrieben, das 40 Kilometer von der Weichsel entfernt ist (etwa 50 Kilometer südlich von Plock), der Kampf tobt tatsächlich heftig bei Lodz.

2. Der russische rechte Flügel kann sich in dieser Gegend bald in kritischer Lage befinden, weil er von den Truppen auf dem rechten Ufer getrennt ist und auch diese in nordöstlicher Richtung von Lipno und Plock vertrieben worden sind.

3. Die deutsche Konzentrierung macht es auf jeden Fall den Russen schwer, sich zu sammeln. Wenn die Deutschen geschickt manövrieren, können sie die feindlichen Truppen nach und nach schlagen, wenn sie, müde von den langen Märschen, betroffen von der Abberufung in einer nicht vorgesehenen Richtung, in der Feuerlinie eintreffen. Nichts ist schwieriger zu arrangieren und durchzuführen, als ein Richtungswechsel bei marschierenden Truppen, besonders bei den großen Heeren von heute.

4. Der Druck auf den russischen rechten Flügel allein schon bewirkt eine „Drohung auf das russische Zentrum“, das, wenn es sich zu weit (gegen Westen) vorwagt, „Gefahr läuft, vom Reste des Heeres getrennt zu werden“.

5. Wenn das deutsch-österreichische Zentrum, wie es Gatti annimmt, schwächer ist als seine Flügel, löst der deutsche Vormarsch längs der Weichsel „elegant das Problem, den weniger kräftigen Truppen hilfreiche Hand zu leisten, indem er ihnen ermöglicht, ohne große Gefahr vorzurücken“.

6. „Noch viel bedeutender ist der Erfolg, der darin besteht, daß das deutsche Heer sich zwischen den russischen rechten Flügel und Warschau einschieben würde. Im Festungsdreieck Nowo-Georgiewsk—Brest-Litowski—Iwangorod sind wahrscheinlich nur Truppen zweiten und dritten Ranges geblieben. Sie könnten wohl durch Truppen der Nordarmee verstärkt werden, das würde aber den Deutschen in Ostpreußen den Weg frei machen. Glückt der deutsche Vormarsch von Lowitsch auf Rawa und Grojec, werden die Russen nach Süden zurückgeworfen mit geringer Möglichkeit, der feindlichen Umklammerung zu entgehen“.

Gatti zählt einige Nachteile auf, die den Deutschen aus ihrer Offensive erwachsen, darunter solche, die aus dem russischen Festungsgürtel sich ergeben, andere, die mit der Entfernung der Deutschen von ihrer Basis zusammenhängen. Er betont aber, daß die ersteren Nachteile eben von der russischen Aktion abhängen. Dann schließt er seinen Artikel, indem er für die taktische Entwicklung und deren Beurteilung noch etwas Zeit und die Kenntnis einiger bis jetzt noch nicht bekannter Faktoren (russisches Geschick in der Sammlung der Truppen, moralische Kraft, physische Stärke und Zahl der russischen Truppen) verlangt: „Die Vorteile des deutschen Operationsplanes überwiegen, strategisch genommen, die Nachteile. Und die Wirkungen, die er hervorrufen dürfte, wären, was die Schlacht allein betrifft, den Deutschen günstig.“

Ein Armeebefehl Hindenburgs.

Das Endergebnis der Kämpfe bei Lodz:

60000 Russen gefangen, 150 Geschütze u. 200 Maschinengewehre erobert.

(Bereits gestern abend in der Sonder-Ausgabe bekanntgegeben).

Thorn, 28. November. **Hier wurde folgender Armeebefehl bekannt gegeben:**

In tagelangen schweren Kämpfen haben die mir unterstellten Armeen die Offensive des an Zahl überlegenen Gegners zum Stehen gebracht. Se. Majestät der Kaiser und König, unser allergnädigster Kriegsherr, hat diesen von mir gemeldeten Erfolg durch nachstehendes Telegramm zu beantworten geruht:

An Generaloberst von Hindenburg.

Ihrer energievollen, umsichtigen Führung und der unerschütterlichen beharrlichen Tapferkeit Ihrer Truppen ist wiederum ein schöner Erfolg beschieden gewesen. In längerem, schwerem, aber von Mut und treuer Pflichterfüllung vorwärtsgetragenem Ringen haben Ihre Armeen die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern gebracht. Für diesen Schutz der Ostgrenze des Reiches gebührt Ihnen der volle Dank des Vaterlandes. Meiner höchsten Anerkennung und Meinem kaiserlichen Dank, die sie erneut mit Meinen Grüßen Ihren Truppen aussprechen wollen, will Ich dadurch Ausdruck geben, daß Ich Sie zum Generalfeldmarschall ernenne. Gott schenke Ihnen und Ihren sieggewohnten Truppen weitere Erfolge.

Wilhelm, I. R.

Ich bin stolz darauf, diesen höchsten militärischen Dienstgrad an der Spitze solcher Truppen erreicht zu haben. Eure Kampffreudigkeit und Ausdauer haben in bewundernswürdiger Weise dem Gegner große Verluste beigebracht. Ueber 60 000 Gefangene, 150 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre sind wiederum in unsere Hände gefallen.

Aber vernichtet ist der Feind noch nicht. Darum weiter vorwärts, Mit Gott für König und Vaterland, bis der letzte Russe besiegt am Boden liegt. Hurra!

Hauptquartier Ost, 27. November 1914.

Der Oberbefehlshaber von Hindenburg, Generalfeldmarschall.

Die Türken vor dem Suezkanal.

Von Vizeadmiral z. D. Kirchhoff.

oken. Wer hätte vor wenigen Monaten es auszudenken oder gar offen auszusprechen unternommen, daß sich die allmächtige Mittelmeermacht England der Türkei gegenüber bald im Zustande der Abwehr befinden würde. Denn das Vorgehen englischer Schiffe bei den Dardanellen und vor Smyrna ändert an dieser Tatsache nichts, ist auch nichts anderes als der reine Bluff und hat keinerlei irgendwie nur nennenswerte Folgen aufzuweisen gehabt.

Aber in Aegypten, da steht die Sache denn doch ganz anders und ebenso an der Südostgrenze von Mesopotamien, in den Gewässern des Schatt-el-Arab. Aegypten ist die Achillesferse des großbritannischen Reiches; mit einer etwaigen Fortnahme ist der bisher gesicherte Verbindungsweg nach Ostindien und Ostasien unterbrochen. Eine Lahmlegung englischer Schiffahrt durch den Suezkanal, die nach der Brachlegung der deutschen und österreichischen Schiffahrt augenblicklich fast 80 Prozent ausmacht, ist wohl geradezu als ein schweres Verhängnis für den Inselstaat zu bezeichnen. Tritt dieser Fall ein, so dauern alle Zufuhren von Osten her etwa vier Wochen länger, sind teurer, erfordern hohe Prämien und werden wohl in absehbarer Zeit wegen mangelnder Kohlenzufuhr nach den verschiedenen Zwischenhäfen mehr oder minder ins Stocken geraten. Wie wird es dann mit Englands Handel und mit den Zufuhren nach Großbritannien ausschauen? Das sind schlimme Aussichten!

Bezüglich des Suezkanals hat man mit zwei Möglichkeiten zu rechnen: der schweren Gefährdung, wenn nicht gar gänzlichen Behinderung der Handelsschiffahrt durch denselben und dann mit seiner Besitznahme durch das türkische Heer, um von da aus weiter in das eigentliche Aegypten einzudringen. Letztere Aufgabe wird naturgemäß die schwierigere sein.

Zur Verteidigung hat England in Aegypten selbst und am Suezkanal, außer einzelnen englischen Regimentern, australische und kanadische Truppen sowie eine größere Zahl indischer Regimenter bereit, von denen am Westrande des Kanals selbstverständlich an vielen Stellen neue Feldbefestigungen hergestellt sein werden.

Die Hauptabwehr des Gegners wird jedoch voraussichtlich der Flotte zufallen, was durch die besonderen maritim-militär-geographischen Verhältnisse bedingt wird.

Der 160 Kilometer lange Suezkanal durchschneidet den zwischen der Sinaihalbinsel und dem Nildelta belegenen Küsten-Isthmus von 115 Kilometer Breite. Die höchsten Erhebungen betragen 16—20, auf der 40 Kilometer langen Strecke nördlich des Timsah-Sees; abgesehen von dem mittleren Teil dieser Strecke, der durch den Ballah-See hindurchführt, sind es die Höhenzüge bei El-Kantara und die südlicher gelegenen des Plateaus vor El Gisr. Hier hat die Verteidigung seitens des englischen Heeres in erster Linie einzusetzen, weil selbst die auf Deck stehenden Geschütze der Schiffe nicht über die hohen Ufer hinwegfeuern können.

Die von El Kantara bis nach Port Said folgende Strecke führt mit ihren 35 Kilometern durch den Mensaleh-See hindurch, der östlich vom Kanal ganz trocken gelegt ist und wo sich die Wüstenebene von Pelusium unmittelbar anschließt. Ein halbes Dutzend größerer Schiffe wird das ganze Vorgelände bei Tag und bei Nacht (mit Hilfe von Scheinwerfern) zu bestreichen imstande sein und kleinere Fahrzeuge werden hier und da als Reserve schnell eingesetzt werden können. Das westliche Kanalufer besteht in einem breiten Damm, auf dem sich die Eisenbahn und Fahrstraße von Port Said bis Ismailia sowie der Süßwasserkanal befinden; unmittelbar westlich schließt sich die 50 Kilometer breite Seenlagune daran an.

Diesen nördlichen Teil werden die Schiffe voraussichtlich allein zu schützen haben, abgesehen von dem wichtigen Hafen von Port Said, woselbst auch Landtruppen stehen werden.

Südlich dieser besprochenen 75 Kilometer führt der Kanal, von dem in der Mitte liegenden Ismailia aus, durch den 10 Kilometer langen Timsahsee, dann durch einen ebenso breiten Wüstenisthmus. Hieran schließen sich die 40 Kilometer langen Bitterseen, südlich von diesen folgt ein durch das felsige Gebiet von Serapeum führender 15 Kilometer breiter Isthmus und dann geht der Kanal aus dem etwa 10 Kilometer langen Binnenseegebiet bei Suez durch lange Dämme in das Rote Meer über. Vom Timsahsee bis zu den Suezseen begleiten mäßige Höhenzüge beide Kanalufer.

Beide Isthmen werden Heer und Flotte gemeinsam zu schützen haben, wohingegen in der über 60 Kilometer langen See die Flotte wohl ganz allein die Verteidigung übernehmen wird. Hier befindet sich der für die Handelsschiffahrt voraussichtlich am meisten gefährdete Teil. Die Wüstendünen des östlichen Ufers sind von der durch die Seen führenden Hauptfahrstraße nicht mehr als 2—5 Kilometer entfernt. Die sich in diesen Dünen festsetzenden feindlichen Geschütze werden daher von den Kriegsschiffen kaum am Feuern verhindert werden können, mit anderen Worten: jeder Handelsdampfer ist hier beim Passieren schweren Gefahren ausgesetzt. Die Verhinderung des sicheren Befahrens des Kanals erscheint somit der Handelsmarine gegenüber unschwer erreichbar zu sein, da die Türken, selbst durch die unwegsamen Wüsten und Gebirge der Sinaihalbinsel hindurch, nach und nach mit schweren Geschützen an den Kanal heran kommen werden.

Schwieriger wird es dagegen werden, über den Kanal hinweg in Aegypten selbst einzufallen. Man wird die vier Isthmen dazu benutzen müssen, dort sind aber nicht nur die Landtruppen, sondern auch die Schiffe niederzukämpfen. Es dürfte somit darauf ankommen, durch mehrfache Vorstöße den Kanal an einzelnen Stellen unfahrbar zu machen, etwa durch Minen, um dann nach Brachlegung der Kampfkraft der Schiffe an solchen Stellen darauf den Uebergang zu erzwingen. Die Verteidigung wird sehr durch Benutzung der Bahn Port Said—Ismailia—Suez erleichtert, die im Westen des Kanals entlang führt.

Von Ismailia geht ferner nach Westen eine Hauptbahn ab, während sich im Osten des Kanals nur drei bis vier Karawanenpfade befinden. Die Türken sollen nach Zeitungsnachrichten 300 000 Säcke auf Kamelen bereit halten; diese, an Ort und Stelle mit Sand gefüllt, würden den Kanal sperren und eine Sandbrücke herstellen können. Um nach Benutzung dieses so ermöglichten Uebergangs den Kanal wieder für die neutrale Schiffahrt bereitzumachen, dafür stehen genügende Mittel aller Art zur Verfügung.

Ueber die Stärkenverhältnisse der Gegner sind nur ganz unsichere Nachrichten vorhanden, beide Teile kennen die große Bedeutung und den schweren Ernst der Lage genau. Für England kommt hinzu, daß Beduinen und Araber sowie Sudan-Aufständische von den übrigen Grenzen her zum Einfall in Unterägypten sich rüsten, und die Engländer letzteres mit seiner aufrührerischen Bevölkerung auch nicht von Truppen entblößen können. Kairo hat rund 7 000 000, Alexandrien 250 000, Unterägypten 6—7 Millionen Einwohner. Ganz Aegypten mit dem Sudan 15 Millionen Einwohner.

Die bisher gemeldeten, für die Türken erfolgreichen Gefechte, sind einstweilen nur als Vorpostengefechte zu werten.

Im Fliegerlager.

(Unber. Nachdr. verb.)

S. u. H. **Großes Hauptquartier**, 21. November.

Auf einer großen Wiese ist über Nacht eine bunte Zeltstadt aufgebaut, und wenn wir nicht im Kriege lebten, könnten die Einwohner des benachbarten freundlichen Städtchens wohl denken, es solle in den nächsten Stunden eine lustige Kirchweih beginnen oder ein Zirkus seine Künste zeigen. Denn nicht weniger als sechs große Zelte sind in langer Reihe nebeneinander aufgebaut und ein Reisewagen, der mitgekommen ist, sieht ganz so aus, als wenn er äußerst interessante und geheimnisvolle Dinge berge. Aber dann wird er seiner schützenden Hüllen entkleidet, und siehe da, es erscheint ein Berliner Automobilomnibus, der in ein Bureau der Fliegerabteilung umgewandelt ist, die hier von heute ab Dienst tun will.

Rasch hat ein Soldat der Telegraphenabteilung das im Innern des Wagens befindliche Telephon fertig gestellt und schon nimmt ein Fliegeroffizier die Befehle des Generalkommandos entgegen. Wenige Minuten später wird der Vorhang von einem der Zelte fortgezogen und ein schöner neuer Flugapparat herausgebracht. Fliegeroffizier und Begleiter besteigen das mächtige Fahrzeug, das als Doppeldecker mit einem 100-pferdigen Mercedesmotor der Daimlerwerke in Cannstadt-Stuttgart ausgerüstet ist, und pfeilschnell geht die Fahrt nach oben und in die Ferne, wo der Feind steht. Es gilt die Auffindung einer gegnerischen Artilleriestellung, und nachdem der Flieger wohlbehalten zurückgekehrt ist, meldet er seine Beobachtungen sofort der schweren Artillerie der Unsern, die darauf in einem mörderischen Feuer den Feind aus der bisherigen Stellung vertreibt.

Wer von uns, der seinerzeit den ersten unglücklichen Flugversuchen des Franzosen Armand Zipfel auf dem Tempelhofer Felde beiwohnte, hat damals geahnt, daß wenige Jahre später schon das Flugzeug eine der gefürchtetsten Waffen im Zukunftskriege sein würde! Was wir dann erlebten, den großartigen Aufschwung der französischen Flugzeugindustrie und die gewaltigen Erfolge der französischen Flieger, ließ mancherlei Befürchtungen in uns wach werden. Aber dann kamen, kurz vor dem Kriege die überraschenden Weitflüge unserer Zivil- und Militärflieger, und zähneknirschend mußten die Gegner uns die Ueberlegenheit in bezug auf den Weitflug und die Sicherheit der Flüge zugestehen. Allerdings hofften sie, durch den anerkannten Elan ihrer Flieger und die leichtere Bauart ihrer Fahrzeuge uns überlegen zu bleiben.

Allein was wir bisher in dieser Beziehung erlebt haben, kann uns nicht veranlassen, den Franzosen irgendwelche Komplimente zu machen. Gewiß — sie haben zuerst die Fliegerbomben und Fliegerpfeile zur Anwendung gebracht und Maschinengewehre in ihre Apparate eingebaut, wodurch aus der Erkundungsmaschine zugleich eine gefährliche Waffe wurde. Aber diesen Mangel haben wir sofort beseitigt und die Bomben, die ich heute in einem unserer Flugzeuge verstaut sah, beruhigten mich durchaus darüber, daß sie nicht minder wirksam sein werden als die der feindlichen Flieger.

Ich will nun erzählen, was mir einer unserer ersten und besten Offizierflieger, der Hauptmann von Jena, über die Arbeit unserer Fliegerstationen heute mitteilte. Ihm untersteht der Flugzeugpark auf der frostharten Wiese, zu der wir vom Großen Hauptquartier aus in stundenlanger Fahrt gekommen waren, und auf der sich gerade mehrere Flugzeuge zur Abfahrt bereit machten. Was zunächst den famosen Reisewagen anlangt, so dient dieser allen Anforderungen, welche an ein gewöhnliches Bureau gestellt werden: als da sind: Schreibgelegenheit, Telephon, Bücher und Aktenschränke, Kartengelasse, Schreibmaschine, Wasch- und Sitzgelegenheit. Man sollte gar nicht glauben, was alles in so ein Gefährt hineingeht, in dem in Friedenszeiten stets drangvoll fürchterliche Enge herrschte.

Gleich neben dem Wagen erhebt sich ein Zelt, in dem Benzin, Oel, Ersatzteile, mechanische Gerätschaften usw. bereit gehalten werden. Die übrigen fünf Zelte aber sind ausschließlich für die Flugzeuge bestimmt, von denen im Lager des Herrn von Jena nur solche der Berliner Luftverkehrs-Gesellschaft und der Euler-Gesellschaft in Darmstadt vorhanden sind. Beide Systeme sind Doppeldecker und ähneln sich in der Bauart durchaus, da beide Gesellschaften Hand in Hand arbeiten. So benutzen sie auch beide die schon erwähnten Mercedes-Motoren und ferner Benz-Motoren, und beide haben fast dieselben außerordentlich festen und widerstandsfähigen Drahtverspannungen an den Tragflächen angebracht. Die durchschnittliche Geschwindigkeit beider Arten von Flugzeugen ist etwa 100 Kilometer in der Stunde, also die gleiche Geschwindigkeit, die auch die Flugzeuge unserer Gegner zu entwickeln pflegen. Auch diese haben vorzügliche Fabrikate, wie Herr von Jena anerkennend hervorhob, doch kommen die verschiedenartigsten Systeme in Frage, weil drei verschiedene Nationen ihre Flugzeuge gegen uns vorschicken.

Neu ist ein Schalldämpfer an unseren Apparaten, der das Motorengeräusch abfangen soll. Der Betriebsstoff, den unsere Flugzeuge mitnehmen, reicht durchschnittlich für 4 bis 6 Stunden. Außerdem ist in einem Behälter oberhalb der Motoranlage noch 19 Liter Fallbenzin untergebracht, damit der Flieger nach Möglichkeit einen geeigneten Landeplatz aufzusuchen vermag. Motor und Propeller befinden sich bei unseren Apparaten vorn, bei den Franzosen dagegen hinten, so daß der Beobachter bei den Franzosen vorn sitzt. Man hat das bisher als einen Vorteil angesehen, bis ein Luftkampf, den seinerzeit in Belgien der Flieger Steffens mit einem französischen Flieger auszufechten hatte, uns davon überzeugte, daß wir durch dauernd höheres Steigen dem Gegner dennoch überlegen waren, da es Steffens gelang, den feindlichen Flieger zu überhöhen und darauf durch den Beobachter herunterschießen zu lassen. Der einfache Karabiner tat in diesem Falle genau dieselben Dienste wie ein Maschinengewehr. Die Franzosen haben geglaubt, daß sie mit dem Maschinengewehr größere Treffsicherheit haben würden. Es hat sich jedoch gezeigt, wie uns auch gefangene Flieger selbst erklärten, daß das Maschinengewehr unendlich viele Schwierigkeiten in der Bedienung macht, und daß es auch mit der Treffsicherheit sehr hapert, während ein guter Schütze mit dem Karabiner durchaus gute Erfolge aufzuweisen hatte.

Die hauptsächlichsten Systeme der Gegner sind im gegenwärtigen Kriege Farman-, Bleriot- und Duperdussin-Apparate. Sie alle aber sind mehr für den Aviatiksport als für die Kriegführung geeignet und versagen daher, sobald es sich um lange und größte Sicherheit beanspruchende Fahrten handelt. Vereinzelt ist es vorgekommen, daß die Franzosen und anscheinend auch die Engländer an ihren Flugzeugen unser Eisernes Kreuz anbringen, um unsere Truppen zu täuschen, wenn sie, namentlich des Abends, über unseren Stellungen zu erscheinen pflegen.

Ganz außerordentliche Anforderungen hat die Militärbehörde an die Tragflächen unserer Apparate gestellt. Es wurde die 16fache Sicherheit gefordert, und so sind die ursprünglich ganz federleicht gedachten Tragflächen heute von einer Festigkeit, daß eine ganze Kompagnie Soldaten darauf stehen kann. Die Motoren machen in der Minute bis zu 1400 Umdrehungen. Die Propeller sind von verschiedenen Firmen geliefert worden und sie stellen den Flugzeugführer vor manche technisch interessante Aufgabe. So verlangt fast jeder Motor einen anderen Propeller. 16 bis 20 Proben sind nötig, um den passenden herauszufinden.

Herr von Jena zeigte mir dann noch die Fliegerbomben, die in zwei verschiedenen Arten ausgegeben werden. Die eine kann ganze Häuser in die Luft sprengen, während die andere ganz besondere Zwecke verfolgt. Die Bomben werden durch ein am Vordersitz befindliches Gleitrohr in die Tiefe geworfen, und Herr von Jena zeigte mir genau, wie er es fertig gebracht hat, eine der Bomben gerade über dem Pont de Jena in Paris abzuwerfen, jenen Pont de Jena, den schon der alte Blücher bei seinem Besuche in Paris 1815 in die Luft sprengen lassen wollte, wogegen jedoch Metternich mit Erfolg Einspruch erhob, obgleich der alte Blücher ihm hatte sagen lassen, er möge sich doch während der Sprengung auf die Brücke setzen, dann wäre beiden Teilen geholfen.

Sehr interessant waren die Photographien, die Herr von Jena auf seinen zahlreichen Flügen über Paris aufgenommen hat, und zwar mit einer Camara, die wie ein kleines Maschinengewehr ausgestattet ist und sehr scharfe Aufnahmen ergibt.

Unsere Verbündeten in Oesterreich-Ungarn haben in der Hauptsache Albatros- und Etrich-Apparate in den Heeresdienst eingestellt. Auch die A. E. G., die einen ganz neuartigen Typ produziert, der sich dadurch auszeichnet, daß der Apparat bei der Landung auf ungünstigem Gelände nicht mehr abmontiert werden muß, sondern ohne weiteres abgefahren werden kann, hat nach Oesterreich geliefert. Er erscheint vor allem um deswillen sehr kriegsbrauchbar, weil er im Feindesland sehr leicht zu verstecken und bei gelegener Zeit abzuholen ist.

Von den Flugzeuggeschwadern, von denen in der französischen Presse eine ganze Zeit hindurch die Rede war, hat Herr von Jena noch nicht das geringste bemerkt. Auch von den Riesenapparaten der Engländer und Russen, die als „Aero-Omnibusse“ eine Zeitlang umherspukten, und die 8 Personen und mehr auf einmal befördern konnten, ist in diesem Kriege noch nichts zu sehen gewesen. Ich selbst sah vor 6 Monaten auf dem Flugplatze von Hendon bei London eine solche Karosse mit 8 Personen aufsteigen, hatte jedoch nicht den Eindruck, daß diese „Luftkutsche“ in einem Kriege von irgendwelcher Bedeutung sein würde, da sie sich viel zu schwerfällig erhob und schon nach wenigen Minuten eines Motordefektes wegen wieder landen mußte.

Hoffen wir also mit unseren kühnen Fliegern, daß wir auch auf dem Spezialgebiete des Flugzeugwesens, das in diesem Weltkriege seine Feuerprobe als Kriegswaffe zu bestehen hat, den endlichen Sieg über unsere Gegner erringen.

Paul Schweder, Kriegsberichterstatter.

Deutsche Flieger.

Unsere Flieger wegzublasen,
Wär' euch ein Vergnügen — gelt?
Damit auf die welschen Nasen
Keine deutsche Bombe fällt. —
Monsieur Pegoud lobesam
Dürfte sein Genie jetzt zeigen,
Der als Held nach Deutschland kam,
Sollte kühn gen Himmel steigen,
Müßte Purzelbäume schlagen,
Daß den Feinden bange würde,
Und die Lüfte kühn durchjagen,
Bis sich jeder Kurs verwirrte.
Prächtig — durch den Weltenraum
So im Sturzflug hinzuflitzen!
Doch der schönste Purzelbaum
Scheint im Kriege nichts zu nützen.
Unsere Flieger sind z. loben,
Die dergleichen kaum verstunden,
Flogen stets: den Kopf noch oben
Und die Beine brav nach unten.
Auch die guten Zeppeline
Haben niemals Kopf gestanden,
Wie Herrn Pegouds Flugmaschine, —
Weil sie's überflüssig fanden.
Ihren Ruhm scheint zu verlieren
Frankreichs Fliegerherrlichkeit — —
Deutsche Flugkunst zu studieren,
Haben sie Gelegenheit —
Dürfen deutsche Kraft erproben,
Sollen deutsche Kühnheit merken,
Und — „der Segen kommt von oben“,
Wie bei allen tapfern Werken . . . .
Unsern Fliegern Lob zu singen,
Ist uns Deutschen ein Vergnügen,
Weil sie's glänzend fertig bringen,
Alle Welt zu „überfliegen“.

Hildegard Laucks-Hoernitz.

Vom Schauplatz der Siege Hindenburgs

Land und Leute in Russisch-Polen.

Aus dem Feldpostbriefe eines hallischen Arztes.

N. bei Wielun, 7. 11. 14.

L. A., heute will ich Dir mal einen großen Bericht über unsere bisherige Tätigkeit in dem dreimonatlichen Kriege geben und Dir vor allem Land und Leute in Russisch-Polen zu schildern versuchen.

Du weißt, daß ich bei einem Landwehrbataillon Arzt bin. „Landwehr", wer das hört, denkt, die haben's gut, die bleiben wenigstens im Lande. Bei uns ist das Gegenteil der Fall. Wir sind stets in Feindesland gewesen. Die Truppen haben sich genau wie unsere aktiven Soldaten mit dem Feinde geschlagen, große Verluste in vielen Gefechten gehabt, kolossale Märsche gemacht, z. B. 50 Klm einmal, ein anderesmal eine Nacht und darauffolgenden Tag, mit 2 Stunden Mittagspause, bis 7 Uhr abends, und dies alles trotz starken Entbehrungen, die sie wochenlang ertragen mußten. Wenn einmal der Krieg zu Ende sein wird, wird der deutschen Landwehr uneingeschränktes Lob zuteil werden, das kann ich nach den jetzigen Kriegsereignissen mit Sicherheit voraussagen.

Von unseren ersten Kämpfen bei Tannenberg, Wolka, also in Ostpreußen und Nordpolen, will ich hier nichts mehr berichten. Nur einige Daten: In der ganzen Gegend war Not an Lebensmitteln. In Mlawa habe ich eine Gans für 2,30 M. gekauft, die ich als Vorrat gekocht in meinem Sanitätswagen mit mir führte. Die Soldaten suchen natürlich noch billiger zu kaufen. Bei ihnen sind 2 M. = 2 Rubel, und die polnischen Bauern lassen sich leicht hintergehen.

Wir haben besonders durch Insekten zu leiden: Flöhe, Wanzen, Läuse, gehören hier zur Tagesordnung oder vielmehr zur Nachtordnung. Ich habe für mich Unmengen von Insektenpulver in einer russischen Apotheke in Mlawa Gott sei Dank requiriert; im allgemeinen ist dasselbe nämlich nicht mehr hier zu haben. Uebrigens, interessant ist es, daß die sogenannten „Russenkäfer" hier „Franzosen" heißen, wie mir eine alte Frau mitteilt; sie sollen von Frankreich gekommen sein.

Einige ökonomisch-staatswirtschaftliche Verhältnisse in Polen lasse ich hier sich anschließen. Schulen gibt es ziemlich wenig, und zwar nur für die Kinder reicher Leute, die armen Leute, welche die Kinder hinschicken wollen, tun dies nur im Winter. „Für die Armen ist kein Platz da," sagt meine Quartierwirtin. Schreiben können die Leute natürlich nicht.

Aerzte gibt es wenige hier. Hebammen sind durch alte Frauen vertreten, ungelernt; diese können zur Geburt gerufen werden. Die Kindersterblichkeit scheint dementsprechend auch groß zu sein. Von den 11 Kindern einer Frau, die ich darum befragte, leben nur 5.

Nachtwächter, Polizei kennt man nicht. Der Dorfschulze ernennt zu solchen Zwecken einen Mann, „wenn was los ist." Eine Feuerwehr gibt es nicht.

Das Land scheint sehr fruchtbar zu sein, allerdings läßt man den Segen des Bodens durchaus verkommen. Auf den Aeckern liegen Unmengen Steine umher, die kein Mensch je zusammenzulesen gedenkt. Die Landstraßen sind nicht chaussiert, von Löchern fortdauernd unterbrochen, bei Regenwetter infolge ½ Meter hohen Drecks oder Sumpfes unfahrbar. Auch die Straßen der Dörfer sind ungepflastert, die größeren Städtchen haben z. T. unregelmäßiges Pflaster. Es scheint kein Pflastermaterial hier zu geben.

Um so mehr ist Holz vorhanden. Aus ihm sind die Häuser gebaut. Das Dach mit Stroh meistens, selten mit Schindeln bedeckt. Unsauberkeit herrscht in Haus und Hof, und wie wir später zeigen werden, ist die Ursache derselben die persönliche Unsauberkeit der Bewohner. Die Brunnen sind als Kesselbrunnen gedacht, mit einem kolossalen Hebelwerk eigentümlicher Art versehen, Düngerhaufen in der Nähe, deutliche Zeichen von Zufluß von außen an der Innenwand des Brunnens, mit einem Wort: von hygienischer Anlage keine Spur.

Das Wasser ist trüb und lehmig, fast überall, trotzdem klagen die Einwohner wenig über Darmkatarrh. Unsere Soldaten haben ihn öfters, es ist jedoch jetzt viel besser als früher geworden, da sie sich allmählich an das gekochte Wasser in Form von Kaffee oder Tee gewöhnt haben.

Die Aborte sind, soweit es welche gibt, scheußlich, ich will sie lieber nicht schildern. Unser Sprichwort heißt: „Lieber die freie Natur."

Das Innere der Häuser ist wie das Aeußere: dreckig. Auffallen tun nur die unzähligen, in Bildwert schlechten Heiligenbilder, die von kolossaler Naivität der religiösen Vorstellungen der Bewohner deutliches Zeugnis ablegen. Sie sind der stets anzutreffende, aber auch einzige Zimmerschmuck der Dorfhäuser, soweit von „Schmuck" hier die Rede sein kann. Der Boden des Zimmers besteht aus Lehm und ist mit Vertiefungen reichlich versehen. In der Mitte des Zimmers ist öfters auf irgendeine Art ein Keller verdeckt, der mit Kartoffeln zum größten Teil jetzt gefüllt ist. Der Eingang innerhalb des Zimmers deshalb, weil hier ein Nachbar dem anderen wie ein Rabe alles stiehlt, was er erreichen kann.

Jetzt zu den Bewohnern! Faul sind sie in unglaublicher Weise. Anscheinend schwören sie auf das Sprichwort: „Von der Hand in den Mund"; weiter wird nichts getan. Wir sind z. B. 3 Tage in einem Zimmer, wo wir Nachts auf Stroh liegen. Es fällt dabei vieles Stroh nebenbei. Aber ausgekehrt wird hier nie. Die Leute betteln uns um Brot an, das sie sonst selbst backen. Dazu kommt die Unsauberkeit. „Die Leute haben gar keine Zeit, sich jeden Tag zu waschen, erklärt mir eine Polin, manchmal waschen sie sich die ganze Woche nicht." Und sie fährt fort: „Baden, Füße waschen, in 10 Jahren nicht." Meine Wirtin meint, als ich ihr dreckiges Gesicht wir daraufhin betrachte: „Jetzt werden wir noch schwärzer herumlaufen, weil wir keine Seife kriegen." Noch schwärzer!!!

Mit der Eisenbahn sind die Leute noch nicht gefahren, sie kennen nur die nächste Umgebung.

Aber etwas Regelmäßiges haben sie doch: Jeden Sonntag geht es zur Kirche, und zu diesem Zwecke möglicherweise waschen sich die Leute auch mal flüchtig.

Die Heirat erfolgt mit 17 Jahren, vorher soll sie nicht erlaubt sein. Es erfolgt nur kirchliche Trauung.

Eigentümlich für ganz Polen ist die Großgrundwirtschaft. In jedem Dorf gibt es einen mehr oder weniger großen Gutshof bis zu wahrhaft fürstlichen Schlössern, und fast alle anderen Leute haben nur elende Hütten, die allein schon Zeugnis ihrer tatsächlich bestehenden Armut ablegen. Das Verhältnis beider Besitzerarten ist nun folgendes: Der arme Mann schließt freiwillig einen Vertrag mit dem reichen, der ein Jahr dauert, von Neujahr zu Neujahr, mit vierteljährlicher vorheriger Kündigung. Der Arme stellt sich mit seiner ganzen Familie dem Reichen zu Diensten. Er erhält dafür Wohnung für sich und seine Familie. Ferner jährlich: 1. 30 Rubel Lohn, in vierteljährlichen Renten gezahlt, 2. 13 Sack (à 235 Pfd.) Roggen, 3. vier Scheffel Gerste, 4. fünf Scheffel Weizen, 5. Kartoffeln, ein paar Wagen, 6. ein Stück Land mit einer Kuh und Futter.

Die Leute sind sehr zufrieden mit diesem Vertrag und bleiben meistens 20—30 Jahre bei dem Gutsherrn.

Noch ein paar Worte über dies Thema: Meine Wirtin vom 20. Sept. besitzt 3 Morgen Land mit 400 Rubel Schulden. Sie bezahlt jährlich 20 Rubel Steuern. Ihr Mann ist in Deutschland (Allenstein). Verdient 100 Rubel jährlich. Die Versicherung wurde 50 Jahre bezahlt, 3—4 Rubel jährlich. Voriges Jahr brannten die Leute ab. Sie erhielten: 300 Rubel für Haus, Stall, Scheune. Vieh war nicht verbrannt (besitzen nur eine Kuh). Der Aufbau des Hauses kostete 700 Rubel, der Scheune 150 Rubel, des Stalles 100 Rubel. Eigentümliche Verhältnisse! Ob sie überall in Rußland so sind?

Wir waren froh, als wir Nordpolen verließen, wo selbst die sogenannten „Fettigkeiten" dem Soldaten ausgingen. Wie wurde es nun im mehr südlichen Teil Polens?

Schon in der Grenzstation Sosnowice stehen polnische Kinder und Frauen, um Brot bettelnd, an den Eisenbahnen: „Panje, Panje!" tönt es in ihrem singenden Ton. Wir geben ihnen reichlich Brot, denn wir haben für diese Tage genug.

Ich schließe hier zwei Eisenbahninschriften an, die ich an einem dort haltenden Zuge las, die uns den Humor unserer Soldaten wieder mal zeigen: „Sämtliche Wichse ist zum Durchhauen der Russen zu verwenden", lautet die erste Inschrift, und die zweite erweckt unsere Erinnerungen wach: „Oh weh! die Läuse!"

In allen Dörfern Polens, auch in denen, wo wir jetzt einrückten, zeigen sich zunächst die jüdischen Einwohner in ihren z. T. unsauberen schwarzen Kaftans mit der runden, aus Baumwolle oder Seide bestehenden schwarzen Mütze. Sie sind überall deutschfreundlich, was ja nach ihrer Behandlung durch Rußland fast selbstverständlich ist. Es zeigt mir ein Jude hier die Unterschrift eines russischen Offiziers unter einer Quittung über requirierte Naturalien: „Holen Sie sich das Geld vom deutschen Kaiser und vom jüdischen König." Die Kosaken haben hier wie überall alles mitgehen geheißen, was sie erreichen konnten.

Die Dörfer sehen genau so aus wie im Norden, jedoch besitzen die Leute doch etwas Eier und Butter und antworten nicht immer mit dem stereotypen: „Nimma". Auffällig sind mir die drei Kreuze an fast jedem Haus oder an jeder Tür, oft mit Kreide gezeichnet, oft eingeschnitten. Darunter finden sich öfters die Buchstaben K. M. B. (Kaspar, Melchior, Balthasar), die drei Schutzheiligen der Hauses.

Unter den vielen Heiligenbildern, die sich auch hier in den Stuben befinden, fällt die Madonna von Czenstochau auf. Meistens ist das Bild aus Goldpapier mit schwarzem Gesicht, Händen und einigen sonstigen Stellen, weil beim Brand des Klosters die Madonna so geschwärzt wurde.

Die Leute sind hier auch sehr fromm. Jeden Morgen, jeden Abend verrichten sie knieend, ohne sich an unsere Gegenwart zu kehren, ihr Gebet. Die Männer sind sehr bunt gekleidet, schwarze Pelzmützen, blaue Jacken oder Hosen, schwarze Weste; jedoch ist alles zerrissen, in Lumpen am Körper hängend. Die Weiber tragen bunte Tücher um den Kopf, auch Bluse und Rock sind bunt, nach bäuerlicher Art. Alles jedoch dreckig! Das Essen der Leute besteht aus Milch und Kartoffeln, Mehlsuppe und Kartoffeln, oder Nudeln in Milch.

Insektenmengen: Nordpolen = Südpolen!

Jetzt zu den neuen Kriegsereignissen! Du hast wahrscheinlich von unseren Kämpfen in Polen gelesen. Eine kurze Schilderung dieser, welche die drei ersten Wochen im Oktober andauerten, will ich Dir hier geben: Am 11. Oktober besonders fand ein Gefecht statt, bei dem wir die Russen siegreichst zurückschlugen.

Ich lag zunächst mitten in der Schützenlinie, weil der Kampf so urplötzlich anfing, daß ich keine Deckung mehr suchen konnte. Wir traten aus dem Walde auf eine Ebene, in Suche nach den Russen. Da knallt es plötzlich, kurz darauf erschallt auf beiden Seiten Artilleriefeuer. Unser Bataillon geht ausgeschwärmt vor, Sprung folgt auf Sprung. Es gelingt mir, eine Mulde von fast ½ Meter Tiefe, 2 Meter Länge zu erreichen, und liege mit 2 San.-Uffz. und 2 Krankenträgern fest auf die Erde gepreßt. Ueber uns scheint die Hölle los zu sein. Das Singen der Schrapnells, vom Feind und von unseren Truppen, mischt sich mit dem Heulen der Granaten. Dazu das Pfeifen der Flintenkugeln, das Maschinengewehrfeuer. Wir sammeln die Verwundeten dann und schleppen sie unter so schwierigen Verhältnissen, daß sie nicht zu schildern sind, noch immer über uns Granaten, unter dem Flintenfeuer, mit Hilfe von Bagagewagen, nachts mit uns fort. Noch zweimal wurden wir nachts in Dörfern beschossen — genug davon! Wir erreichten unsere Truppen wieder! Der eine der oben erwähnten Krankenträger hatte beim Liegen in der Mulde zwei Schüsse durch den Tornister, der andere einen Schrapnellschuß durch eine Schweineschmalzbüchse im Tornister erhalten. Das Schmalz schmeckte uns am nächsten Morgen extra gut, weil alles so gut abgelaufen war. Leider hörten wir später, daß unser Regimentsarzt gefallen war. Am anderen Morgen ergaben sich 920 Mann und 21 Offiziere (darunter ein Oberst) unseren paar Truppen; 6 Maschinengewehre, Bagage in Menge usw. wurde erbeutet.

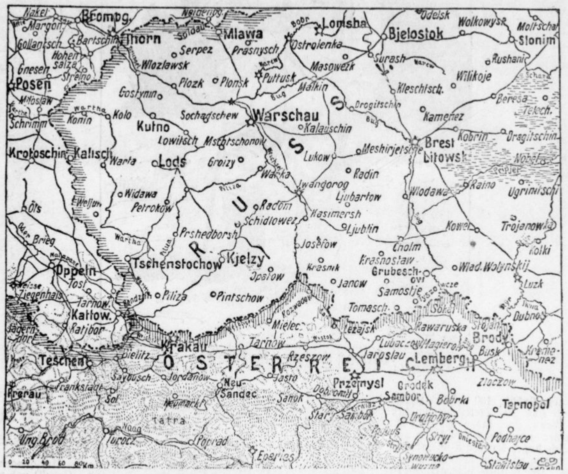
Ein anderes Bild vom Kampf soll gleich sich anschließen. Wir liegen 15 Kilometer von Warschau, ich selbst habe meine Revier- und Krankenstube 100 Meter hinter den Schützenlinien in dem Schloß eines sehr bekannten polnischen Grafen. Die Russen sind viel stärker, ihre Artillerie schießt sich ausgezeichnet ein. Ob hier Spione eine Rolle spielen? Die Forts von Warschau überschütten uns mit Granaten. Im Schloßhof kann man sich nur nachts zeigen, tagsüber fallen hier zehnmal soviel Leute wie weiter vorn in den gedeckten Schützengräben. Keine Minute vergeht ohne platzende Schrapnells im Schloßhof und hinter dem Schloß. Die Granaten platzen überall, zerreißen mehrfach 20 Pferde auf einmal, zum Glück ohne große Menschenopfer. Zwei Granaten schlagen ins Schloß ein, eine sogar durch unseren Krankensaal. Acht Tage haben wir es so ausgehalten. Eigentümlicherweise schonten die Russen sichtlich das Schloß. Unsere Verluste sind groß! Größer die der Russen! Gefangene erzählen, die Straßen nach Warschau sind angefüllt mit Verwundeten. Manch ein Heldenleben hat hier sein Ende erreicht! Ehre ihrem Andenken!

Wir zogen uns etwas zurück, die Gründe kenne ich nicht. Unsere Aufgabe sollen wir gut erfüllt haben.

Nach drei Wochen ununterbrochenen Kampfes endlich die wohlverdiente Ruhe!

Bisher hat mir an Polen nur eins gefallen, das sind die schönen, guten Zugstiefeln, die Männer wie Frauen hier tragen und auch tragen müssen, z. T. ohne dabei Strümpfe anzuhaben. Sie sind sehr billig; ich kaufte ein Paar für 18 M.; zu Hause hätten sie das Doppelte wohl gekostet. Zum Schluß erwähne ich noch, daß man oft Männer barfuß laufen sieht, bei schönem Wetter nur, die ihre neuen schönen Stiefeln auf dem Rücken tragen, um sie zu schonen.

Zu allerletzt rufe ich dir das Wort zu, das unsere Parole geworden ist, wenn wir des Morgens einer den anderen um neue Nachrichten fragen: „Die Sache steht günstig für uns!"



Aus der Front in Russisch-Polen.

Von dem Vizeadmiral Stephan Pauli, der den ersten Vorstoß der deutschen Armeen auf Warschau mitmachte, erfahren seine Angehörigen in Ehrnfeld folgende Ausführungen, die einen interessanten Einblick auf die Front in Russisch-Polen und die Lebensverhältnisse der dortigen Zivilbevölkerung geben, sowie von einem verständigen Urteil über die Leitung unserer Operationen zeugen. Der wackere Vaterlandsverteidiger schreibt.

Meine Lieben! Nach harten Anstrengungen finde ich endlich Muße, Euch meine letzten Kriegserlebnisse etwas ausführlicher mitzuteilen. Ich bin noch gesund und munter und hoffe, daß Gott mich auch weiter beschützt. Ich habe den letzten Brief erhalten, und zwar den Brief, in dem Ihr mir mitteilt, daß wir zurückgegangen sind. Aber weder Ihr noch ich kann darüber (über den Rückzug in Russisch-Polen) ein Urteil abgeben. Ueberlassen wir das Operieren unseren Führern, insbesondere dem Russenfänger Hindenburg, der bis jetzt so überaus Großes geleistet hat. Ich darf Euch leider von unseren Entwickelungen (Heeresformationen) nichts schreiben. Aber wie wir uns jetzt zur Weichsel geschlagen haben, werdet Ihr wohl aus Zeitungsberichten wissen. Wir standen ja mit zwei Korps gegen sechs russische, und haben diese bis Warschau zurückgeschlagen. Nun kam das, warum wir meiner Ansicht nach nicht Warschau genommen haben, weil wir keine schwere Artillerie bis dorthin bringen konnten; denn es gibt wirklich hier kaum Chausseen. Ihr werdet's mir zwar nicht glauben, aber es ist so, da ich's mit eigenen Augen sehe. Wir hatten schon am 26., abends, Befehl zum Angreifen. Aber die feindliche Stellung war nachmittags so gründlich erkundet, worden, daß sofort Befehl zum Rückmarsch kam. Die Stellung vom Feinde an der Weichsel war so stark, daß wir sie nur mit schwerem Blutvergießen hätten nehmen können, und Verstärkung für uns augenblicklich nicht vorhanden war. Die Russen hatten vor Warschau die schweren 24er Geschütze mit Zement eingemauert und in großem Umkreis den Wald niedergemacht. Aber dies ist nicht allein der Grund unseres Rückzuges gewesen. Der zweite Grund ist die schwierige Verpflegung unserer Truppen in Russisch-Polen. Ich habe Euch vor kurzem mitgeteilt, wie elend hier die Leute leben. Land und Leute sind wie ausgehungert. Habe soeben einer Frau eine Mark geschenkt, und Ihr glaubt nicht, wie die sich gefreut hat; denn die Leute besitzen nichts mehr. Die rückwärtigen Verbindungen sind durch den Schnee abgeschnitten, und nun, wovon soll eine gesunde Truppe, wie die deutsche, leben? Wir alle sind froh, daß wir in der Nähe unserer Grenze sind. Ihr werdet also hierdurch genug über die Notwendigkeit unseres Rückzuges aufgeklärt sein. Auch ist der Rückmarsch so gut gelungen, daß wir beim Rückzug von vielen Kilometern keine Belästigungen erfahren haben; nicht einen einzigen Toten hat unsere Truppe zu verzeichnen gehabt, trotzdem die Russen uns folgten. — Durch den Eingriff der Türken haben wir gewiß Erleichterung zu erhoffen.

Von Iwangorod habe ich Euch ja schon geschrieben. Wie schwer es für uns dort war, kann ich Euch nicht mitteilen. Der Granatenhagel war fast nicht auszuhalten; doch wir blieben unter der Devise: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst niemand in der Welt, standhaft und behaupteten die Stellungen. Unser Major hat dort das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten. Am 15., als die Hauptkanonade war, befand er sich in meinem Schützengraben, wo wir von Zeit zu Zeit kaum noch sehen und atmen konnten vor Pulver und Dampf. Unser Schützengraben durchzog den ganzen Friedhof des Ortes. Es war schrecklich, als ich mit meinem Zuge die Schanzarbeiten in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober vornahm. Ein Kölner sagte zu mir: Herr Feldwebel! hier stoße ich auf einen Sarg. Ich antwortete: Wir müssen weiter graben. So wurde der Graben in der Nacht fertig, und 1200 Meter vor uns lagen die Russen. Ich werde die Arbeiten auf dem Friedhof nie in meinem Leben vergessen.

So will ich Euch noch von dem Gefecht am 25. Oktober etwas schreiben. Am Morgen wollten wir dem Feinde in die Flanke fallen und waren im Anmarsch. Unsere Spitze erhielt auf einmal Feuer. Es wurde sofort ein Zug entwickelt. Es war 7 Uhr und sehr nebelig. Die Schützen schwärmten auf der ganzen Linie aus. Von jeder Kompagnie lagen zwei Züge noch in Reserve. Die Kugeln pfiffen über uns und jeder machte sich eine kleine Deckung. Ich erhielt den Befehl, mit meinem Zuge zur Verstärkung hinter dem rechten Flügel auf 300 Meter zu folgen. Darüber bei mir große Freude. So kam ich bis 600 Meter an den Feind heran. Die feindliche Artillerie beschoß uns bei dem Vorgehen intensiv, wodurch wir aber nur wenige Verwundete hatten. Ich kam bis zur ersten Linie und ließ nun meinen Zug sich dort eingraben, steckte mir dann eine Zigarre an und ging mit meinen zwei Entfernungsschätzern nach vorn. 400 Meter vor der feindlichen Stellung stand unsere Artillerie und schoß mit bewundernswerter Ruhe und Zielsicherheit, wie ich beobachten konnte, Tod und Verderben in die russischen Reihen. Nun kamen auch von links die Garde-Schützen. Die Dörfer vor uns wurden alle in Brand geschossen und die Russen liefen so schnell wie bei Opatow. Wir machten jetzt eine Rechtsschwenkung, wodurch auch mein Zug in die erste Linie kam. Bei dieser Rechtsschwenkung wurden sofort acht von unserer Artillerie kampfunfähig gemachte Geschütze erobert und viele Gefangene gemacht. Jetzt ging der Angriff schnell voran. Es war wirklich nett, wie unsere Artillerie die Russen aus den Schützengräben herausholte. Die Fliehenden boten uns ein gutes Ziel. Es kamen auch sehr viele mit weißen Taschentüchern uns entgegen. Die eroberten Schützengräben lagen voll von Toten und Schwerverwundeten. Der Feind wurde bis Radomka verfolgt. Schrecklich war's auf dem Schlachtfeld. Aber Krieg ist Krieg. — Jetzt bin ich in der Nähe der deutschen Grenze. Wir liegen seit zwei Tagen im Walde. Sitze hier am Feuer bei den Offizeren der Kompagnie, und so vergeht ein Tag nach dem andern. Lebt wohl.

(Köln. Stadt-Anzeiger.)

Ein Grenzgefecht im Nordosten

nebst einem schwierigen Patrouillengang

schildert besonders anschaulich der folgende Brief eines Offiziersstellvertreters aus Nietleben:

Wir liegen seit elf Tagen auf dem Felde. Am Sonntag erhielten wir Nachricht von dem Anrücken einer russischen Kavalleriebrigade und leichter Artillerie. Es war gegen 4 Uhr nachmittags, wo wir bisher immer vom Feinde belästigt wurden. Eigenartig, die Herren Russen scheinen zu denken, daß wir Deutschen Sonntags nicht für ein Gefecht zu haben sind! Bisher haben sie sich aber immer getäuscht, denn wir sind immer reisefertig und marschbereit. Unser Auftrag war kurz der, einen Durchbruch der Russen bei dem Orte D., bezw. eine Umgehung unseres rechten Flügels zu verhindern. Also Höhen besetzen, Schützengräben mit Verstärkungen bauen, dazu Zugführer B., der das größte Talent dazu hat, meinte der Kompagnieführer. Schöne Sonntagsnacht, auch du vergehst wieder mit unserem Buddeln und Wachen! Bald ist der Graben fertig. Beim Revidieren begegnet mir ein Bauernpaar, das trockenes Brot, kalten Braten und Milch brachte. Also her mit einem Stück Brot und einem Stück Fleisch, von Herzen Dank dafür, und das übrige bringt meinem zweiten Zug!

Die Nachtwache wurde kurz, denn schon ½12 Uhr erhielten wir den Regimentsbefehl, wieder in die alten Quartiere zu rücken. Unser Quartier war ein Wirtshaus, leider ein ausgeplündertes. Na, dat helpt nu mal nix! Halloh, um 1 Uhr Alarm, leb' wohl, du schöne warme Bude. Der Feind im Anmarsch bei B. Ein langer Nachtmarsch auf den von drei Tage langem Regen aufgeweichten Feldwegen stand uns bevor. Um 2 Uhr Abmarsch; ununterbrochen marschieren wir, viele von den braven Landwehrmännern sind erschöpft, immer weiter geht's. Gegen 6 Uhr überholt uns Artillerie in schlankem Galopp, es scheint vorn schon etwas im Gange zu sein. Eine halbe Stunde später halten wir. Mäntel rollen, fertig machen, es geht gleich weiter. Es scheint eilig zu sein! Die Kanonen donnern schon vor uns, rechts von uns schlagen die ersten russischen Granaten ein. Unsere 10 Zentimeter-Geschütze erwidern heftig. Wir marschierten an unserer Artilleriestellung vorbei und konnten in diesem Kriege zum ersten Male sehen, was für Pakete unsere Artillerie den Feinden durch die Luft zusendet und wie solch ein schweres Geschütz sich beim Abfeuern benimmt. Donnerwetter, welcher Luftdruck! Weiter geht's, das 2. Bataillon marschiert möglichst gedeckt bis zum nächsten russischen Dorf, dort zur Bedeckung der schweren Artillerie.

Bald entbrennt ein heftiger Artilleriekampf auf der ganzen Linie, für uns Infanteristen sehr interessant, aber auch anderseits sehr unangenehm, weil wir im feindlichen Artilleriefeuer liegen, uns aber nicht wehren können, da ja zunächst auch nur russische Artillerie feuert. Ein gewaltiges Schlachtfeld liegt vor uns, wir können mindestens sechs bis acht Kilometer weit sehen mit unseren Gläsern. Bald brennt da ein Haus, dort eine Scheune, mit Stroh gefüllt. In der Luft die unheimlichen Geräusche, hinüber- und herübersausende Artilleriegeschosse. Da wurde manches schöne Dorf zu Asche. Das große flache Schlachtfeld wird ab und zu von Waldstücken unterbrochen. Da heraus sprengen Meldereiter, Kavalleriepatrouillen, Adjutanten. Die Bataillone entfalten sich, Schützenschwärme gehen vor, der Feind scheint anzugreifen. Im Dorfe S. werden feindliche Kolonnen gesehen, Artillerie; nun rede mit ihnen! Kurz darauf steht das Dorf in Flammen. Sie schießen gut, unsere Kanoniere. Der Feind verschwindet und die Nacht bricht an, eine stockfinstere, eisigkalte Oktobernacht. Das 2. Bataillon bleibt in seinen Stellungen, die Leute können sich Stroh holen. Huh, diese Kälte, wäre es doch erst wieder Tag! Von Zeit zu Zeit funkt die schwere Artillerie in die Stellung des Gegners hinein, die ganze Nacht hindurch.

Am nächsten Morgen werden wir vorgezogen, dicht bei uns der Beobachtungshügel unserer Generalstabsoffiziere. Schon schlängele ich mich heran und werde Zeuge sehr interessanter Meldungen und Gespräche. Auch kann ich mit beobachten, wie die Russen im Feuer unserer Artillerie vor- und zurückgehen; meistens tun sie das letztere. Unser erster Zug soll vorgehen zur gewaltsamen Aufklärung, feststellen, ob dort S. frei vom Feinde. Der Rest der Kompagnie verbleibt in Deckung. Bald wird Verstärkung gewünscht. Ich führe die Kompagnie nach, so lange wie möglich geschlossen. Nun kommt flaches Gelände, ein Höhenrücken. Also ausschwärmen. Kurz darauf regnet ein wütender Schrapnellhagel auf unsere unglücklichen Häupter. Stellung! 150 Meter vor uns schlagen die ersten ein, die nächsten 100 Meter, dann 50 Meter vor meiner Schützenlinie, die nächste Gruppe muß uns eindecken. Gott sei Dank, nein, dicht hinter uns schlägt's ein; ein Verwundeter. Da kommt Bataillonsbefehl zum Zurückgehen. Also kehrt marsch! Einige Aengstliche wollen rennen, ich bringe sie aber bald zur Ruhe; ein deutscher Soldat geht im Schritt zurück! Und geordnet bringe ich meinen Zug in einer schrapnell-, bomben- und granatsicheren Deckung unter.

Das Feuer läßt allmählich nach, also müssen wir wieder versuchen, vorzukommen, natürlich an einer ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411297/fragment/page=0003

eigneteren Stelle; verdammt, das war doch ungemütlich auf der Höhe. In ganz dünnen Schützenlinien gehe ich weit rechts von der Höhe vor, ab und zu eine Granate der Russen, aber ich erreiche, was ich wollte, unseren ersten Zug und den Kompagnieführer. Wir werden tagsüber bald hier, bald dort angesetzt, aber so richtig ins Gefecht kommen wir nicht, nur werden wir fortgesetzt von der russischen Artillerie beschossen, was uns aber weiter nicht stört, da wir immer gute Deckungen finden. Uebrigens krepieren jetzt alle Geschosse der Russen. Einen herrlichen Anblick bot es, wenn die Granaten im Moorboden krepierten. 50 bis 60 Meter hoch spritzte das Moor wie eine Fontäne, um dann mit lautem Klatschen wieder auf den Boden zu fallen. Erfolg der Russen: auf unserer Seite kein Verwundeter. Abends gegen neun Uhr wird unser Bataillon entfaltet und entwickelt und besetzt die Höhen vor dem Dorfe. Die Russen liegen uns auf etwa 1000 bis 1800 Meter gegenüber. Wir bauen so geräuschlos wie möglich Schützengräben und erwarten den nächsten Morgen, wo endlich das Infanteriegefecht beginnen muß. Nachts gegen 2 Uhr heftiges Gewehrfeuer auf unserem linken Flügel, das etwa eine halbe Stunde andauert. Wir machen uns schußbereit, weil wir einen Nachtangriff befürchten, denn das ist der neueste Trick der Russen. Gräßlich muß so ein Nachtgefecht sein, wo alle Uebersicht fehlt, wo man erschießt, was vor einem herumkrabbelt, vielleicht seine eigenen Patrouillen. Gott sei Dank kamen wir nicht in die Lage, es blieb alles ruhig, nur ab und zu klapperten die Nachbarn vor Frost mit den Zähnen. Na, dat geiht ja noch. Das Gewehrfeuer war, wie ich dann erfuhr, auf das vor uns liegende Dorf gerichtet gewesen, wo sich laut Patrouillenmeldungen die Russen über Nacht eingeschlichen haben. Gegen Morgen bestätigt sich diese Meldung.

Wir sollten noch etwas vorgehen. Kaum sind wir 100 Meter vor, bekommen wir Feuer. Also Stellung! Das Feuer dauert an, aber kein Russe zu sehen. Das ist das Schrecklichste im modernen Gefecht: man wird beschossen und weiß nicht von wem, man sieht den Gegner nicht oder schwer. Sprung — Auf — Marsch, marsch! Verflucht, jetzt knattern uns Maschinengewehre entgegen. Hilft nichts, wir sollen weiter vor. Gott sei Dank, ich sehe Schützengräben vor uns, die wohl am Tage vorher schon in unserem Besitz waren. Da stürze ich. Meine beiden Entfernungsschätzer stocken, sind wohl in dem Glauben, ich sei getroffen; doch „Weiter!" rufe ich, und springe schon wieder auf und bringe meinen Zug ohne Verlust in den Schützengraben. So, nun erst verschnaufen und dann beobachten. Peng, peng, die Kerle haben's wohl auf mich abgesehen. Ich brauche nur die Helmspitze zu zeigen und das Glas anzusetzen, schon prasseln die Geschosse an meinem Kopf herum. Oha, im Dorfe sitzen die Halunken, das Gewehrfeuer in der Nacht war also doch berechtigt. Die Maschinengewehre sind aber so gut aufgestellt, daß sie nicht zu sehen sind. Drei knattern immer auf einmal, man kann kaum beobachten. Der benachbarte Zugführer und der Kompagnieführer können auch nichts sehen, können also auch kein Feuer eröffnen. Nur im Hintergrunde, mindestens 1800 Meter weit entfernt, sehe ich russische Kolonnen sich entwickeln, aber darauf zu schießen, hat gar keinen Zweck, die sind zu weit entfernt. Da eröffnet unsere Nachbarkompagnie das Feuer, ihr liegen die Maschinengewehre am nächsten. Wir bekommen eigentlich fast Flankenfeuer. Peng, peng, geht's weiter, dicht vor uns, hinter uns, neben uns schlagen die Geschosse ein und noch immer nichts vom Feinde zu sehen.

Da fährt unsere Artillerie dazwischen. Durch ein Bravourstück unseres Bataillonskommandeurs hat sie die Stellung der russischen Maschinengewehre erfahren. Dieser ist bis auf 300 Meter heran gewesen an die feindliche Stellung, ganz allein, hat sich Aufzeichnungen gemacht, wurde dabei entdeckt und mußte flüchten. Er springt in den See, der ihn von unserer Artillerie trennt, durchschwimmt ihn (etwa 150 Meter) in seiner Kleidung, bricht total erschöpft am anderen Ufer zusammen, wird von zwei Musketieren gefunden und auf seinen Wunsch zur Artillerie getragen, die die russischen Maschinengewehre bald zur Ruhe bringt; denn der zweite und dritte Schuß sind Volltreffer. Inzwischen mußten wir, da wir in der Flanke bedroht waren, die Stellung wechseln und etwa 1000 Meter zurückgehen, um dann eine andere Front einzunehmen. Mit drei Verwundeten gelang uns das gut.

Unser neuer Auftrag lautet, eine Enge zwischen zwei Seen zu besetzen und zu halten. Schon „buddeln" wir uns wieder ein, verstärkter Schützengraben mit Unterständen und Schulterwehren, da hat uns die russische Artillerie entdeckt. Granaten, Schrapnells, ganze Gruppen fliegen herüber, wir graben weiter; so lange keine trifft, können wir ja uns das leisten. Und es trifft keine, wir haben Glück, es ist, als ob eine höhere Macht uns beschirmt. In diesen Gräben liegen wir seitdem, wir halten die Enge, trotzdem so manche russische Granate dicht bei uns eingeschlagen hat.

Am letzten Montag erhielt ich das Eiserne Kreuz, wie ich Euch wohl schon schrieb, für meine Verdienste in den letzten Gefechten und für die Vorgänge in R., wie mir mein Bataillonskommandeur sagte. Dort habe ich mit einem tüchtigen Unteroffizier, ohne mir der Gefahr bewußt gewesen zu sein, in der wir schwebten, allerlei wichtige Meldungen von einer entlegenen Feldwache gemacht. Ich war in meiner Freude über das „Eiserne" noch nicht richtig warm geworden, da kam ein eiliger Auftrag des Regimentskommandeurs an mich persönlich. Mit einem Zug von 60 Mann hat Offiziersstellvertreter B. sofort festzustellen, ob das Dorf R. frei vom Feinde ist. Meldung durch zwei Meldereiter an Oberst B., sodann persönliche Meldung beim Stabe. Das Schwierigste bei der Aufgabe war der strömende Regen. Seit zwei Tagen regnete es ununterbrochen, der Boden war vollständig aufgeweicht, so daß man bis an die Knöchel im Dreck versank. Ich marschierte also mit meinen 60 Mann mit zwei Meldereitern gegen 3 Uhr los. Das erste Dorf, das teilweise eingeäschert ist, ist frei, zwischen ihm und dem deutschen Dorfe R. ist die Grenze. Die Grenzkaserne ist leer, nun vorsichtig, weit können die Russen nicht mehr sein. Da erscheint plötzlich rechts von uns eine starke Reiterpatrouille. Alles volle Deckung, ich beobachte. Die Reiter haben uns schon entdeckt, ich erkenne mit dem Glase unsere Kürassiere und winke sie heran. Sie sind auch auf der Suche nach dem bösen Feind, doch sie haben es nicht so eilig, sie haben Hunger und stärken sich erst in dem Dorfe, während ich meinen Zug am Südrande des Dorfes sammle und für meine Zwecke in Halbzüge teile. Mit drei Gruppen (24 Mann) gehe ich vor bis zu einer Anhöhe 100 Meter südlich des Dorfes. Da sehe ich etwa 400 Meter vor uns in südlicher Richtung drei Mann, zwei davon verschwinden hinter dem Dorfe R., einer geht etwas gebückt in den Wald westlich von R. Ich stutze, der Wald scheint mir nicht rein zu sein. Gut, gehen wir mal von der anderen Seite ums Dorf herum. Also links schwenkt, marsch. Marschrichtung der linke Dorfrand. Meine beiden Meldereiter reiten voran, ich gehe etwa 100 Meter hinter ihnen her. Da springt mitten aus dem Walde eine feindliche 3 Mann starke Patrouille auf, feuert auf unsere Reiter und auf uns und nimmt Reißaus. Wir schicken sofort unseren Gruß hinterher, in demselben Moment erhalten wir von links ein rasendes Feuer. Hinlegen, schreie ich, und beobachtete mit meinem Glas. Verdammter Regen, kaum hat man das Glas am Auge, so laufen die Regentropfen daran herunter! Beobachtung miserabel. Da sehe ich in etwa 500 Meter Entfernung links von uns vor dem Dorfe B. einen dicht besetzten russischen Schützengraben. Sofort nehme ich das Feuer auf, in demselben Moment erhalte ich im Rücken Feuer. Heiliger Vater, was nun? Woher kommt das nun wieder? Die Leute sehen mich starr und ängstlich an, ich habe schnell die Fassung gewonnen, eingedenk der Verantwortung und der Wichtigkeit schnellen Handelns. Vorgehen wäre Unsinn, Liegenbleiben zwecklos und sicherer Tod, also gruppenweise zurückspringen nach dem Dorfe R. Zwei Gruppen kommen glücklich und ohne Verluste zurück, werde ich meine dritte Gruppe auch zurückbringen? Der mit dem anderen Halbzug im Dorfe zurückgelassene Unteroffizier sollte das Feuer von mir ablenken und meinen Rückzug decken. Ich warte und warte, nichts geschieht vom Dorfe aus. Also muß ich mit der letzten Gruppe ungedeckt zurück. Wir müssen prächtige Ziele geboten haben, denn das Feuer der Russen wurde mörderisch. Klatsch, klatsch, schlugen die Geschosse bei uns ein, aber wir kamen durch mit einem Leichtverletzten. Wie das möglich war, ist mir nicht klar, die Russen müssen wohl sehr schlecht schießen. Noch manche Kugel pfiff uns unterwegs an den Köpfen vorbei, die Gegend mußte wohl von russischen Patrouillen dicht besetzt sein. Mein Auftrag war erfüllt, ich wußte nun genau, wo die Herren Russen sich niedergelassen hatten. Meine Meldung wurde als sehr gut bezeichnet. Ein Leichtverwundeter, eine Streifwunde an der linken Hand, ein zerschossenes Gewehr, ein totes Pferd des Meldereiters, das waren meine Verluste.

Unser Kaiser im Felde.

Kriegsallerlei.

Ein Idyll im Feindesand.

Man schreibt der „T. R.": Die urwüchsige und durch nichts zu beeinträchtigende Lebensfreude namentlich des weiblichen Teiles der belgischen Bevölkerung wurde die Veranlassung zu einem hübschen unkriegerischen Zwischenspiel in der Zeit der Kämpfe um Antwerpen. Begegnet da eine deutsche Marineabteilung auf der Landstraße unweit eines kleinen flämischen Städtchens einem bayerischen Regiment. Spontaner Jubel auf beiden Seiten. Der Kommandeur der Seesoldaten läßt haltmachen und die wackeren bayerischen Kampfgenossen durch einige flotte Weisen der Musikkapelle begrüßen. Und siehe da: Von der unwiderstehlichen Rhythmik deutscher Regimentsmusik in Bann geschlagen, schwärmt plötzlich aus den Mauern der nahegelegenen Ortschaft eine Schar bäuerlicher Schönen leichtfüßig aus. Unbefangen, wie neugierige Kinder, nähern sie sich der Kapelle und wiegen sich vor den Augen der überraschten Krieger nach dem Takte der Musik in den Hüften. Nur eines kleinen Anstoßes bedarf es da noch: ein bedeutsames Schnalzen der Bayern, ein einladendes Fingerschnippen der Seeleute, und im nächsten Augenblick wirbeln die Röcke der von deutschen Soldatenarmen gehaltenen flämischen „Meisjes" den Staub der Landstraße auf. Vergessen ist alle Feindschaft, und für eine gesegnete Viertelstunde versinken die Schrecken des Krieges in der prickelnden Weise eines deutschen Rheinländers.

Die französische Feldpost im — Stallmist.

Wo die Briefe der französischen Feldpost ihr jammervolles Ende finden, darüber belehrt der Brief eines Leidtragenden, den das „Echo de Paris" zu Nutz und Frommen der Ungezählten, die vergebens auf eine Nachricht ihrer im Felde stehenden Angehörigen warten, veröffentlicht. Es heißt da: „Ich reiste gestern nach B . . ., um einen Wagen ausbessern zu lassen. Während ich dort wartete, kam mir der Gedanke, einmal nachzusehn, ob nicht Briefe für mich angekommen seien. Auf der Suche geriet ich auch in einen Stall und dort entdeckte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung inmitten des Pferdemistes und anderer Schmutzereien Haufen von Briefen, die für alle möglichen Armeekorps bestimmt waren. Man hatte hier einfach Briefsäcke unterschiedlos in die Mistgrube entleert. Ich fand beim Durchsuchen des Hauses über zweihundert, die für meine Truppenabteilung bestimmt waren. Und an meine Adresse waren vierzehn gerichtet. Ich will nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß sich unter diesen Briefen auch ein großer Teil eingeschriebener Sendungen und Wertbriefe befand, die die unglücklichen Empfänger seit Anfang des Krieges ebenso sehnsüchtig wie vergebens erwartet hatten. Daß der Fall nicht vereinzelt dasteht, beweist die Tatsache, daß ich vor einiger Zeit eine solche Ablagerungsstätte für nicht bestellte Feldpostbriefe mitten auf der Straße fand. Die Briefe fielten sich hier im Straßenschmutz herum und wurden von den Passanten unter die Füße getreten. Ich selbst sah, wie hier ein Soldat, der irgendeinen Befehl auszurichten hatte, einen Brief, der an seinen nagelbeschlagenen Schuhen kleben geblieben war, aufhob." Der Gewährsmann des Pariser Blattes beschränkt sich auf die Feststellung der nackten Tatsache und begnügt sich mit der an die Postverwaltung gerichteten Bitte, freundlichst dafür Sorge zu tragen, daß dem Unfug der Briefentleerung in Ställen und Straßengräben ein Ende gemacht werde. Falls das aber nicht möglich sein sollte, macht er bescheidenerweise den Vorschlag, wenigstens dafür zu sorgen, daß die Augiasställe der Feldpost von Zeit zu Zeit gereinigt werden.

Schiboleth.

Nach alttestamentarischem Muster macht eine Zuschrift an die „Daily Mail" den Vorschlag, Leute, die im Verdacht stehen, Deutsche zu sein, durch die Aussprache eines Wortes zu prüfen. „Eine der sichersten Proben, daß einer ein Deutscher ist, ist die Aussprache des Wortes „squirrel" (Eichhörnchen). Ich habe lange in Deutschland gelebt, aber nie habe ich einen Deutschen getroffen, der das Wort richtig aussprechen konnte. „Squorl", squürl", alles, nur nicht unser „squirrel" mit dem leicht gerollten r." — Wenn es auch für den Deutschen nicht leicht ist, die Mundfaulheit der Engländer nachzuahmen, so dürfte doch jene Probe nicht in allen Fällen stichhaltig sein.

O Annemarie!

Bekanntlich pflegen viele junge Damen ihren Liebesgaben, die sie ins Feld senden, durch beigefügte Gedichte (selbstver—faßte) erst die rechte Weihe zu geben. Gewöhnlich sind diese Verse leider danebengelungen und der gute Wille wird für die Tat angesehen. Einmal scheint nun solch ein mißlungenes Kunstwerk einem im Schützengraben in die Hände gefallen zu sein, der entweder zur wirklichen Dichtergilde oder im Zivilberuf zur boshaften Zunft der Kritiker gehört. Jedenfalls erhielt eine Stralsunder Zeitung bald danach aus dem Felde folgende ungalante Reime:

„An Annemarie!

O laß die Flammenzeichen ruhig rauchen,
Annemarie, und auch die Schwerter blitzen,
Laß Turko-Katzen uns entgegenfauchen;
Du solltest lieber in die — Küche flitzen,
Auch stricken Strümpfe und des Pulses Wärmer,
Doch mach' die Dichter nicht um Lorbeer ärmer!
Auch Würste magst du den Soldaten spenden,
Doch ring' dir nie mehr Verse aus den Händen . . .!"
O Annemarie!

Kriegshumor.

Liebesgaben. Metzger: „Und wie lang soll die Wurst für Ihren Sohn sein?" — Bauer: „Ja, mei', i' moan', sie sollt' halt do' reichen von Metz bis Paris hinteri." — Neues Wort. „. . . Nicht wahr, so 'ne Uniform macht gleich 'was anderes aus einem Mann?" — „Ja, mein Mann umarmte mich heute, vom Dienst zurückkehrend, auch ganz landstürmerisch!" — Schreckliche Folgen. „Ein deutscher Kreuzer hat ein englisches Schiff mit 6000 Tonnen Zucker versenkt." — „O weh, das sind 120 000 Zentner Zucker. Da gibts keine sauren Heringe mehr!"

(Fliegende Blätter.)

Sein schwerster Gang.

Vorm Lazarett erzählten sie
Von ihren Strapazen und Kämpfen und Leiden,
Stolz nur von ihrer Kompagnie,
Von sich selber schlicht und bescheiden;
Nur ein Graukopf blieb stumm in der kleinen Schar
Und sie wußten doch, daß er der Tapferste war.

Doch endlich sprach einer: „Erzähle auch du,
Wir hörten, du kennest nicht Grauen und Bangen,
Nichts habe dich jemals gebracht aus der Ruh,
Du lachtest nur, wenn die Granaten zersprangen,
Sag, Kamerad, bist du von Erz,
Hat niemals gebebt in der Brust dein Herz?"

„Doch einmal" — er sprach es müde und leis —
„Doch einmal, Kameraden, nur nicht in der Schlacht.
Ihr seid noch jung, ich fast ein Greis
Und hab' es im Leben zu nichts gebracht,
Ich ließ nicht Eltern, noch Kind, noch Frau,
Leer lag vor mir die Welt und grau.

Ich ging als einer der Ersten mit,
Was Wunder, ich lechzte nach Kampf und Graus.
Mein Pallasch wie eine Sense schnitt,
Ich hieb den verwundeten Oberst heraus,
Man gab mir das Kreuz. Man hat mich geehrt,
Mehr, dünkt mich, Kameraden, als ich bin wert.

Doch hört, auf Patrouille in Frankreich drang
Ein Ruf nach Hilfe einst an mein Ohr,
So klagend, daß ich vom Gaul mich schwang,
Ein sterbendes Antlitz hob sich empor —
Da, Kameraden, da hab' ich gewußt,
Was es heißt, das Herz bebt in der Brust.

Ich kannte dies Antlitz gut genug,
Wie sein Dorf, nun verheert von der Russen Hand,
Hab ja, als mein Herz noch leichter schlug,
Seine Mutter — wie war ich einst glücklich! — gekannt
Mein Herz zersprang in der Brust mir schier,
Als er hauchte: „Grüß meine Mutter von mir."

Und ich hab's ihm versprochen. — Da hat es gekracht
Ringsum, als bräche die Hölle los,
Ich jagte dahin wie der Wind durch die Nacht,
Ein einz'ger Gedanke ließ mich nicht los:
Herrgott, sei gnädig meiner Not,
Ich soll ihr sagen: „Dein Sohn ist tot." —

Und wenn ich nun wieder genesen bin,
So bitte ich, daß man nach Osten mich schickt.
Das wäre ganz nach meinem Sinn,
Doch vor jener Stunde mein Herz erschrickt. —
Er war ihr Letzter! — Mir ist so bang,
Denn das, das ist mein schwerster Gang."

Wolfenbüttel. Friedrich Schaefer.

3.00 Vorzugs-Preis 3.00

So lange der Vorrat reicht, bieten wir unseren Lesern als Weihnachtsbuch das soeben erschienene Werk

„Für Vaterland und Ehre"

Illustrierte Geschichte des grossen Krieges von 1914

Zum Ausnahme-Preis von Mark 3.00 erhältlich in unserer Haupt-Geschäftsstelle, in unseren Filialen und bei unseren Trägern.

General-Anzeiger.

3.00 Vorzugs-Preis 3.00

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411297/fragment/page=0004